

«Ich sah, dass es der Sinn des Lebens

Diakonissen Schwester Ruth Fäsi ist eine von noch gut 30 Diakonissen. Bei der Pflege von Kranken und Alten hat das im Pietismus verwurzelte Werk in der Stadt Bern immer wieder eine neue Rolle gespielt. Seine Geschichte handelt auch von Frauenemanzipation.

Markus Dütscher

Schwester Ruth ist eine Frau voller Energie. Wenn die 78-jährige aus ihrem Leben erzählt, bewegt sie Arme und Hände. Es sei kein Versagen, sie geradeheraus zu sagen, dass sie Diakonisse werde, sagt die Thurgauerin. «Niemand hätte an mich gedacht, dass ich schon als Mädchen eine Eltern-erstaune. Diestwarenarm, gläubige Protestanten, die aber kein «ein Christentum der ist lebend». Das hat Ruth Fäsi geprägt: «Süselndes frommes Gerde konnte ich noch nie ausleben.» Die Eltern hätten Menschen geordnet, die noch ärmer Menschen seien als sie selbst. Die Mutter schickte die kleine Ruth mit einer Schüssel Essen zu bedürftigen und erklärte ihr: «Wenn man voll, reich es für alle, das ist ein Geheimnis.»

«Süselndes frommes Gerde konnte ich noch nie ausleben.»

Ein Protestantismus, der einen persönlichen, tief empfundenen Glauben und eine konsequente Lebensführung propagiert: Das sind die Wurzeln des diakonischen Werks in Bern. Vom Geist dieses Pietismus besetzt, entstand in den Jahren 1818 bis 1831 die Berner Erweckungsbewegung. Ein öffentliches Sozialnetz gab es kaum, die «Erweckten» halfen mit, die Lücke zu füllen. Von der Bewegung angezogen, folgte sich auch die Berner Partrierochter Sophie von Wurstemberger, die mit Freundinnen in armen Familien Krankenbesuche machte. Sie pflegte Kranke und Alte zuerst zu Hause, gründete 1844 ein erstes Krankenhaus und erwarb dann eigene Liegenschaften. Später wirkten die Diakonissen auch an öffentlichen Spitälern, etwa im Zieglerspital. Heute betreibt die Stiftung ein Palliativ-Kleinspital, drei Alterswohnheimrichtungen, eine Seniorenresidenz und den Geschäftsbereich Mensch und Arbeit, zu dem unter anderem das Berner Sielennetz gehört.

Die «Haube» bot auch Schutz

Ruth Fäsi kommt auf Umwegen zu den Diakonissen nach Bern. Nach einer dreijährigen Arbeit in der Schweiz, die für mehrfache gebrochene Mädchen in der Ossi Schweiz, die jungen Mitarbeiterinnen sind überfordert, die Patientinnen schwerig. «Viele Kolleginnen haben gleich das Handtuch geworfen. Auch ich packte mich selber zuerst nicht aus, weil alles so kolossal war.» Doch bei Fäsi obliegen das pflichtgemäß und der Wunsch, sich zu entwickeln, «ich wollte irgendwo arbeiten, wo ich Geduld lernen müsste, denn ich war ungeduldrig». Am Beginn eines Jahrzehnts, das zur Ära von Revolt, Selbstverwirklichung und Individualismus werden sollte, findet Ruth zu einer anderen Einsicht: «Ich erkannte, dass es der Sinn des Lebens ist, anderen zu helfen.» Die Frage, was sie bringen, habe sie sich nie gestellt. «Die behinderten im Heim hatten die se Möglichkeit ja auch nicht.»

Bern ins Diakonissenhaus, das zu jener Zeit das Salem-Spital betrub und dringend Schwestern sucht. Ruth Fäsi absolviert die Pflegeausbildung bis zum



«Ich staune jedes Jahr, dass wieder etwas aus der Erde wächst». Schwester Ruth Fäsi, Diakonisse im Ruhestand in der Tracht. Foto: Franziska Rothwiler

Im Diakonissenhaus war früher alles streng und hierarchisch organisiert.

Propädeutikum, fühlt sich aber im Haus wie ein Vogel im Käfig. denn ihre Leidenschaft ist der Garten. Im Essaal, wo die Einzelgärtnerin mit 80 anderen Diakonissen sitzt, nimmt sie fast nichts zu sich. Sie schläft schlecht. Alles ist streng und hierarchisch organisiert. Die Leitung erfüllt ihr den Wunsch, in der Gärtnerei zu arbeiten, mit der Aufgabe, dass sie die Meisterprüfung machen muss.

In der Gartenbauschule Oeschberg ist Schwester Ruth die einzige Frau unter 20 Mitschülerinnen. Als alle im Saal für die Prüfung lernen, wird «Schwester Ruthli» gefragt, ob sie kurz hinausgehen könne, da ein Kollege einen nicht stubenreinen Witz reissen will. Sie entgegnet: «Wenn ihr diesen Witz im meinst, lasst es Frau – und erste Ordensfrau – die Meisterprüfung.»

Ähnlich wie die Bürgerfrauen, die bei der Heirat sprichwörtlich «unter die Haube» kamen, tragen die ledigen Schwestern seit den Anfängen im 19.

175 Jahre Diakonissen

Die Stiftung Diaconis, wie sie seit 2011 heisst, beschäftigt heute rund 900 Personen. Sie betreibt in Bern drei Altersheime (Belvoir, Altenberg, Oranienburg) und eine Seniorenresidenz (Jugendstilla Sarepta) mit insgesamt 180 Betten. 1995 gründete Diaconis eine pionierhafte Station für Palliativpflege ein. In diesem Kleinspital an der Schänzlistrasse gibt es geräumige Zimmer für Schwerkranken. Angehörige können diese rund um die Uhr besuchen und dort übernachten. Das Salem-Spital wurde 2002 an die Hirslandengruppe verkauft, immer kürzere Hospitalisierungszeiten veränderten den Pflegeberuf. Die eigene Berufsschule für Krankenpflege Am Altenberg wurde 2007 im Jubiläumsjahr 2019 finden eiliche Veranstaltungen statt, so das Jubiläumsfest vom 29. Juni. Weitere Daten und Kurzvideos (auch von Schwester Ruth): www.diaconis.ch/175 (mtf)



Eine Diakonisse kehrt ins Mutterhaus in Bern zurück (ca. 1920). Foto: zvg

ist, anderen zu helfen»

Das Diakonissenhaus Bern geht zurück auf Sophie von Wurstemberger (1809–1878), Tochter eines Berner Lanuvogs und einer adeligen Mutter, einer frühreifen Huldame der Schwester des Königs von Preussen. Sophie wuchs behütet auf Schloss Wiggikolben bei Bern auf. Schon als Kind spielte sie nicht mit schönen Puppen, sondern mit einem hässlichen unentwegt «opplegt».

Sophies Familie verrät einen traditionellen Protestantismus, wie er in der oberen Berner Gesellschaft üblich war. Im Zuge des Pietismus, der einen persönlichen, tief empfundenen Glauben und eine konsequente Lebensführung propagierte, entstand in den Jahren von 1818 bis 1831 die Berner Erweckungsbewegung. In diesen Kreisen besuchte man nicht nur den Sonntagsgottesdienst, sondern trat sich zu Bibel- und Gebetsstunden – wovon der Ausdruck «Stündchen» herrührt. Die junge Sophie fühlte sich davon angesprochen. Andererseits besuchten eher gesellschaftlich angesehene Theaterveranstaltungen und Bälle. Im Kanton Bern verarmten im 19. Jahrhundert wegen Naturkatastrophen, Missernten und Seuchen viele, besonders die untere Bevölkerungsschicht. Angesichts nur rudimentärer öffentlicher Hilfe engagierten sich die «Erweckten» in der Pflege von Armen, Kranken und Alten.

1837 gründete Sophie von Wurstemberger mit Freundinnen einen Krankenverein. Die Mitglieder verpflichteten sich, Kranke zu besuchen und zu pflegen. 1843 betreute der Verein ohne öffentliche Zuschüsse rund 100 Personen. 1844 entstand ein erstes Krankenhaus. 1845 erwarb er eine erste Liegenschaft an der Aarberggasse 36, weitere kamen hinzu, so das Gut Blut-

Ein unstandesgemässes Engagement

menberg, das heute zur Stiftung Diaconis gehört.

Hilfe für Bourbaki-Arme

Die Gründerin arbeitete zu Beginn mit nur zwei Diakonissen. Für Angehörige der oberen Schicht galt es als unstandesgemäss, sich in der Armenpflege zu engagieren, es wurde auch schick über das Werk geredet. Ebenfalls nicht standesgemäss war Sophies Heirat mit dem viel jüngeren Johann Friedrich Dändliker (1821–1900), mit dessen Hilfe sie das Werk vergrösserte. Später wirkten Diakonissen auch an öffentlichen Spitälern. 1871 pflegten 12 Diakonissen an Typhus erkrankte Soldaten der Bourbaki-Arme. Als die Gründerin 1878 starb, arbeiteten 84 Diakonissen an 12 Orten.

Die Bewegung war eine Möglichkeit für Frauen, sich aus damaligen Rollen-

zuschreibungen und Konventionen zu befreien. Normalerweise wurden Föcher standesgemäss verheiratet, schickerten ihren Gatten Söhne, waren Gastgeberinnen privater Empfänge oder Spielvermittlerin. «Für Frauen aus einfachen Verhältnissen war die Ausbildung zur Krankenschwester ein sozialer Aufstieg», sagt die Theologin Christine Stuber. Noch im 20. Jahrhundert hätten es Angehörige geschätzt, wenn ihre Tochter diesen Weg einschlug. Dies zeigte sich an Jubiläumseiern, bei denen die Familien eingeladen waren. (mtf)

Die Angaben sind dem Buch «Frauen gestalten Diakonien» (Korhammer, 2012) entnommen, zu dem die in Weithüngen lebende promovierte Theologin Christine Stuber ein Kapitel über das Diakonissenhaus Bern beigetragen hat. Sie arbeitete früher als Pflegerin im Diakonissenhaus.



Artig und aufmerksam: Salemschwestern hören ihrem Lehrer zu (ca. 1940). Foto: zvg

«Unsere Erfahrung ist ein klarer Vorteil»

heute nicht mehr für ein Leben als Diakonisse entschlossen?

Dies hat viel mit der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung zu tun. Frauen haben heute die gleichen Rechte wie Männer. Früher konnten sie kaum einen Beruf erlernen. Ein Leben als Diakonisse eröffnete ihnen ungeahnte berufliche Perspektiven und verschaffte ihnen gesellschaftliche Anerkennung.

Das Diakonissenhaus hat im Jahr 2002 das Salem-Spital an die Hirslandengruppe veräussert, was viel Geld in die Kasse spülte. Kann man mit Geld allein den Willen der Gründerin weiterhin erfüllen?

Mit Geld allein sicher nicht. Als Leistungserbringer sind wir jedoch den gängigen betriebswirtschaftlichen Gesetzmässigkeiten unterworfen. Wenn wir sicherstellen wollen, dass wir auch künftig unseren Auftrag zur Sorge um Menschen am Lebensende zwischen Institutionen umhergeschoben werden, wissen wir Spielraum nach einer gewissen Zeit nicht mehr finanziert wird, das passiert oft, ist aber aus unserer Sicht unhaltbar.



Peter Friedli, Stiftungsdirektor Diaconis

Herr Friedli, viele Diakonissen sind hochbetagt, selbst die jüngsten sind ausnahmslos im Rentenalter. Naht also das endgültige Ende des Diakonissenhauses?

Nein. Bereits 2011 hat sich das Diakonissenhaus Bern neu positioniert und für die Stiftung den neuen Namen Diaconis gewählt. Dadurch sind wir gut aufgestellt, auch wenn keine Diakonissen mehr in den Betrieben arbeiten.

Das Werk lebt also weiter. Was hat die heutige Organisation noch zu tun mit vor 175 Jahren ins Leben rief?

Ihr Antritt war es, Not in der Gesellschaft zu lindern. Auch Diaconis agiert heute dort, wo sich Risse in der Gesellschaft abzeichnen. Gegenwärtig entwickeln wir beispielsweise ein neues Finanzierungsmodell für Palliative Care. Dieses soll verhindern, dass rodikranke Menschen am Lebensende zwischen Institutionen umhergeschoben werden. In- und ausserhalb des Mutterhauses werden wir ihr Spitalaufenthalt nach einer gewissen Zeit nicht mehr finanziert wird, das passiert oft, ist aber aus unserer Sicht unhaltbar.

Die letzten Eintritte ins Diakonissenhaus liegen weit zurück. Wo sehen Sie die Gründe, dass sich Junge Frauen

Möbel | Ryter
Möbel nach Mass

Tag der offenen Tür
Samstag, 18. Mai 2019 9 – 17 Uhr
Sonntag, 19. Mai 2019 10 – 17 Uhr
3662 Seftigen, beim Bahnhof Burgistein | www.mobel-ryter.ch

ANZEIGE

Markus Dütscher